

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1997-1998)

Artikel: Das Brot dünn auf die Butter streichen : Plädoyer für den Dreistudentag, die Industrialisierung des Sudan und eine zweite Chance für Europa. Oder: Ein bisschen Vision für Keynes' Urenkel
Autor: Greffrath, Mathias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mathias Greffrath

Das Brot dünn auf die Butter streichen

**Plädoyer für den Dreistudentag, die Industrialisierung des Sudan
und eine zweite Chance für Europa.**

Oder: Ein bißchen Vision für Keynes' Urenkel

Renate hat mit Gewinn ihre VW-Papiere abgestoßen. Barbara hat sich verbeamtet lassen; sie ist 38 und haßt den Vorgesetzten: „Aber die Rente ist sicher.“ Marion läßt sich präventiv die Zähne ziehen. Durchweg handelt es sich bei den angestrengt Daseinsvorsorgenden nicht um Jungyuppies mit Westerwelle, sondern um wohl situierte Linke. Das Phantom der Globalisierung hat sich in ihre Seelen geschlichen. Fatalismus auf allen Kanälen: montags geht die Sozialversicherung, dienstags die Krankenkasse, mittwochs die Mittelschicht unter, donnerstags wird die höchste Arbeitslosenzahl (meist zeitgleich mit einem neuen DAX-Sprung) bekanntgegeben, und freitags fordert Olaf Henkel die Abschaffung der Betriebsräte für die Demokratie, samstags sagt Schröder, der Euro wird alles noch schlimmer machen, und sonntags wird das Ganze bei Böhme auf Sat 1 noch mal durchgerührt.

Soviel Defensive war nie. Sechs Millionen Arbeitslose und Konkurse ungezählt, aber immer noch sind wir Exportweltmeister, die Energieversorgung ist gesichert, keiner hungert wirklich, und auch die Produktion von Überraschungseiern, CD-Ständern und Schlankheitskuren hat nicht nachgelassen. Eine reiche, eine sehr reiche Gesellschaft (im Osten nicht so wie im Westen), aber irgend etwas fehlt: Zukunft und Politik.

Der Blick nach vorn ist furchterregend. Im Bestseller dieses Winters, der *Globalisierungsfalle*, skizzieren Hans-Peter Martin und Harald Schumann das Niedergangsszenario: die globale Finanzwelt liegt wie ein Vampir über dem Reichtum der Nationen, unvorstellbare Milliardenbeträge in den Investmentfonds suchen Anlage und peitschen die Rentabilitätskalküle, die Elektronik steigert die Produktivität um Größenordnungen. Demnächst werden 20 Prozent der Menschen 80 Prozent der Güter herstellen – die ändern werde man mit „tittytainment“ unterhalten: mit billigen Lebensmitteln und schrottigen TV-Programmen.

Die Vordenker schweigen

Bundesminister Töpfer stellt das Buch der beiden Journalisten vor: Jeden Buchstaben der Analyse unterschreibe er. Und die politischen Forderungen – eine Steuer auf die Finanzspekulation, ein starkes Sozialeuropa mit Steuerhoheit, globale Regeln für den Welthandel, Luxussteuer, Ökosteuer ...? Alles richtig, sagt Töpfer, aber er sehe keine politische Kraft, die diese Entwicklung schnell genug verwirkliche ...

In dieser Situation der Stagnation hat kürzlich eine Gruppe von Intellektuellen und Schriftstellern die ‚Erfurter Erklärung‘ veröffentlicht. Ihre Analyse der Lage deckt sich mit vielen anderen. Sie skizziert vier Königswege aus der Krise: Arbeitszeitverkürzung, Ökosteuer, eine internationale Regelung der wildlaufenden Kapitalmärkte und Steuerehrlichkeit.

Weil diese Erklärung nicht von vornherein die PDS ausgrenzte, wurde sie von der Regierung argumentfrei niedergemacht, und SPD und Grüne konnten sich naserümpfend abwenden. Der Versuch, der Republik eine große Debatte über ihre Zukunft aufzuzwingen: mißlungen, so wie vor einem Jahr das Angebot des ‚Bündnisses für Arbeit‘. Aber nichts folgt nach. Die Vordenker schweigen, ermüdet, verzagt, ratlos; es würde ihnen auch niemand zuhören. Ganz langsam verlieren wir das Gefühl für Alternativen. Hat es einmal Politik gegeben, aber nun nicht mehr? Geht es von nun an nur noch darum, das Abrutschen zu vermeiden?

Ein Blick zurück: Mitten in der Großen Weltwirtschaftskrise schrieb der englische Ökonom John Maynard Keynes 1930 einen kleinen Aufsatz: *Die wirtschaftlichen Chancen unserer Enkel*. Der herrschende Pessimismus, so beginnt Keynes, sei eine „wahnwitzig falsche Interpretation“ dessen, was unter der Oberfläche vor sich gehe. „Wir leiden nicht am Altersrheumatismus, sondern an Wachstumschmerzen.“ Die technologische Arbeitslosigkeit, die das zwanzigste Jahrhundert begleite, sei die Voraussetzung für kommende paradiesische Zustände. Schon in ein oder zwei Generationen werde die Menschheit „ihr ökonomisches Problem“ gelöst haben. Die Produktivität des Kapitalismus werde uns mit allen notwendigen Gütern ausstatten, und unsere armen Nachbarn auch. Dann werde eine Zeit anbrechen, in der wir „befriedigt [...] unsere Energie anderen Zielen zuwenden können“.

Zum Beispiel, zu untersuchen, was eigentlich dem selbständigen Erwerbsstreben derjenigen zugrunde liege, „die sich nie für Hunde interessieren, sondern nur für Welpen und eigentlich nur für die Welpen der Welpen“, die Zweckmenschen also, die nur Erwerb kennen und keinen Genuß.

„Die Liebe zum Geldbesitz [...] wird erkannt werden als das, was sie ist: eine irgendwie ekelerregende Krankhaftigkeit, eine dieser halb-kriminellen, halb-pathologischen Eigenarten, die man mit einem Schauer an den Spezialisten für Geisteskrankheiten weiterreicht.“ Eine Menschheit, die

aus dem „Tunnel der Notwendigkeit“ träte, hätte nur noch ein Problem: die Arbeit zu verteilen. Ein schwieriges Unterfangen, denn zu lange seien wir daran gewöhnt, zu ackern und nicht zu genießen.

Lord Keynes zitiert den Jenseitstraum der Putzfrau, die den Besen weggelegt hat und nur noch den Halleluja-Chören lauscht; aber er widerspricht heftig: „Nur diejenigen, die singen können, werden es aushalten – und wie wenige von uns können das!“ Die flachen Oberschichtsvergnügungen seiner Zeit jedenfalls legten ihm die Vermutung nahe, daß wir da noch viel zu lernen hätten. Im übrigen werden wir „das Brot dünn auf die Butter streichen müssen – um die Arbeit, die noch zu tun sein wird, so breit wie möglich zu verteilen. Drei-Stunden-Schichten oder die Fünfzehn-Stundenwoche werden das Problem eine Weile strecken. Denn drei Stunden am Tag sollten genug sein, um den alten Adam in uns zu beruhigen.“

Keynes' Vision erschreckt, weil sie, trotz der weiterhin explodierten Produktivität, heute kaum noch denkbar ist, zu tief sind unsere Gehirne und Psychen ans Rad des Produktivismus gekettet, zu nachhaltig wirken die 10.000 verschiedenen Dinge auf uns, die (statistisch gesehen) in jedem Haushalt des zivilisierten Nordens „gebraucht werden“.

Keynes' Vision läßt uns erbleichen, denn dies ist kein Kreuzberger Alternativer, sondern ein bürgerlicher Kosmopolit, der mit leichter Hand zeigt, was unserer Kultur inzwischen abhanden gekommen ist: die Vorstellung, das Wachstum könne sich irgendwann einmal verlangsamen, die Bedürfnisse vernunftbegabter Wesen seien endlich; der Gedanke, die Wirtschaft sei dazu da, die Grundlage für Muße und „höhere Betätigung“ zu legen.

„Wir werden so frei sein“, so endet Keynes seine kleine Schrift, „zu einigen der tiefsten und gewissten Grundlagen der Religion und Werten unserer Tradition zurückzukehren: daß Geiz eine Sünde, übermäßige Zinsnahme eine Missetat und die Liebe zum Geld verabscheuenswert ist. Wir werden wiederum die Ziele über die Mittel setzen und das Gute dem Nützlichen vorziehen. Wir werden diejenigen ehren, die uns lehren, wie wir die Stunde und den Tag gut und fruchtbar nutzen können.“

Professorenpoesie aus jener milden Vorzeit, da der Designer-Spoiler, die Turbotoilette mit eingebautem Heimlabor, der elektrische Luftreiniger, der Heimtrainer und Kirschen zu jeder Jahreszeit noch nicht zu den Unwegdenkbarkeiten in jedem Zweipersonenhaushalt gehörten?

Nein, denn ohne die radikale Arbeitszeitverkürzung, die tatsächlich in den letzten hundert Jahren stattgefunden hat, wäre alles noch viel „schlimmer“. Der Anteil der Arbeitszeit an der Lebenszeit hat sich seit 1895 um mehr als die Hälfte verringert; in den letzten 30 Jahren allein ist die Jahresarbeitszeit um 30 Prozent gesunken, während die Produktivität pro Arbeitsstunde sich vervierfacht hat. Damit sind wir dem Keynesschen Paradies noch näher gekommen, aber zugleich ist der Griesbrei immer dicker geworden. Denn nur der Wahnsinn, über den Keynes gewitzelt hat, das nackte, losgelassene Gelderwerbsstreben hat uns so weit gebracht. Das „nackte Geldgewinnstreben“, das den bürgerlichen Ökonomen, von Adam Smith bis John Maynard Keynes, noch verwerflich war, hat auf der ganzen Linie gesiegt. Die Geldgesellschaft hat sich auf die Arbeitsgesellschaft gesetzt.

Am Ende von 200 Jahren Kapitalismus steht, wie am Anfang, der einzelne auf dem Markt, als Unternehmer seiner Arbeitskraft, von keinem Tarifvertrag mehr geschützt. „Wer steigende Kurse und Entlassungen anstößig findet“, schreibt die FAZ, „soll daran denken, daß die Altersvorsorge künftig nicht mehr allein auf Staat und Solidargemeinschaft setzen kann, sondern zusätzliche Eigenvorsorge notwendig machen wird – zum Beispiel über gewinnträchtige Aktien.“ Der Mensch, das ist das Mitglied der Weltmarkt A.G. – notfalls entläßt er sich selber. Das ist der Preis der Freiheit, denn wer „das Arbeitsplatzrisiko abschafft, wird früher oder später die Folter einführen“.

Keynes' Enkel sind abgetaucht. Noch in den achtziger Jahren führten sie im Schutz der begrenzten Räume des kalten Krieges die Debatten über Wertewandel, Ökologie und Arbeitszeit, und der Zeitgeist blies sanft in die Segel. Dann fielen die Mauern. Auftritt: Keynes' Urenkel. Sie sind die Pioniere einer neuen wilden Welt. Die jungen Erwachsenen müssen früh für sich sorgen, sie rechnen nicht mit Rente, sie leben mit kleinem Gepäck. Zum Abitur oder zum Examen haben sie Paul Kennedys *Vorbereitung auf das 21. Jahrhundert* geschenkt bekommen, oder Eric Hobsbawms *Weltgeschichte des Zwanzigsten Jahrhunderts*: große analytische Projektionen der Aufgaben für ihre Generation mit der drängenden Forderung nach der Wiedererweckung der Politik. Aber Keynes' Urenkel finden einstweilen keine Brücke zwischen ihrem Leben und den großen Aufgaben der Epoche. Die neueste Jugendstudie des zuständigen Ministeriums ergibt: Idealismus und Moralsehnsucht der Ju-

Wandbilder in der Siebenundvierzigsten Straße,
South Side, Chicago, 1993
Aus: Camilo José Vergara,
The New American Ghetto,
New Brunswick, New Jersey
(Rutgers University Press) 1997

gend sind intakt, werden aber von den zynisch gewordenen Instanzen des öffentlichen Lebens – also u. a. den Auftraggebern – abgestoßen. In der *taz* schreibt ein Philosophiestudent (Hausbesitzer, Job in der Betreuung alkoholabhängiger Sozialhilfeempfänger) zum selben Thema: „Wir zielen nicht aufs Ganze. Wenn unsere Strukturen für uns funktionieren, haben wir schon eine Menge gewonnen. Wir versuchen, uns von Realpolitik fernzuhalten. Trying to keep shit real!“

Die Nachbarin im ICE ist zwanzig Jahre, wird bei Siemens zur Betriebswirtin ausgebildet. Sie mag ihren Beruf, sie möchte ins Management, möglichst ins internationale Rechnungswesen (wo sie dann für Rationalisierung zuständig wäre); politisch steht sie eher den Grünen nahe; sie sehe nur eine Lösung für die Beschäftigungskrise: eine allgemeine drastische Reduktion der Arbeitszeit, und nur eine für die Klimakatastrophe: daß die Chinesen nicht zu einem Volk der Autofahrer werden. Aber sie sieht keine politische Partei, keine Gewerkschaft, keine Volksbewegung, die dies vertritt. Sie kriegt die verschiedenen Seiten ihrer Existenz nicht zusammen: die Ökonomin und die Bürgerin.

Denn seit der Zeit, in der Keynes lebte und Roosevelt mit dem New Deal eine ganze Wirtschaft politisch umkremelte, hat sich die Welt verändert. Wir haben derzeit keine Institutionen für eine sozialökologische Weltmarktwirtschaft. Seit den siebziger Jahren schießen drei Entwicklungen – die Liberalisierung des Welthandels, die mikroelektronische Revolution und ein Wachstum der Kapitalunternehmen, die sich der Kontrolle und der Besteuerung entziehen – zur ‚Globalisierung‘ zusammen; und ein Moment davon ist das Abwandern des Kapitals aus den „frühindustrialisierten Ländern“.

Und damit sind wir dann doch wieder bei der Keyneschen Utopie gelandet. Wenn das Kapital weiter wandert, dort-

hin, wo die Bedürfnisse noch groß und die Ansprüche niedrig sind, nach China, Indonesien, Brasilien und irgendwann vielleicht auch nach Sudan und Mosambik, und hoffentlich etwas klüger geworden durch Stau und Entfremdung und Zerstörung, die es angerichtet hat – dann ist das gut. Denn das Kapital geht dahin, wo die Rendite am höchsten ist, d. h. dorthin, wo es am meisten gebraucht wird, in die Welt, die noch keine Toaster, Benetton-Pullis, Waschmaschinen, Pick-up-Trucks, Kreislaufmittel und Werkzeugmaschinen hat. Und die europäische Menschheit könnte zur Ruhe kommen.

Ein schöner Traum

Der Prozeß des Anschaffens wäre beendet, und die Überzeit, die unsere Großväter und Mütter in den europäischen Reichtum investiert haben, könnte den Kindern nun zurückgegeben werden. Die Menschen arbeiten weniger, aber die Produktivität der Gesellschaft erfordert auch weniger Arbeit. Im großen und ganzen haben alle genug, und immer noch wird eine satte Monopolrente den entwickelten Norden nähren, wenn er seinen Vorsprung klug einsetzt, denn Europa kann – und muß – nun Dinge ersinnen und exportieren, die die Chinesen auch in zwanzig, dreißig Jahren noch nicht bauen können. Das muß ja nicht der Transrapid sein.

Ein schöner Traum. Und er ist zutiefst europäisch: Zeitwohlstand für alle Nordländer und eine Entwicklungsabteilung fürs Allerneueste. Zum zweiten Mal, nachdem wir der Welt den Imperialismus, das Kapital, die Massenvernichtungswaffen beschert haben, könnte der industrielle Norden, auf der Basis von Reichtum und neuer Gelassenheit, die Welt verändern, die Wunden heilen, die er geschlagen hat.



Und die übrigbleibende Arbeit würden wir so gleichmäßig wie möglich auf alle verteilen. Damit sie nicht überflüssig werden, damit sie Teil der Gesellschaft sind, damit sie sich mit der objektiven Wirklichkeit auseinandersetzen lernen, damit sie auf eigenen Füßen stehen können. Damit sie Singen lernen, anders als die Keynesche Putzfrau.

Drei Beine

Das Keynesche Drei-Stunden-Paradies ist immer noch ein gutes Stück Weges entfernt, nicht nur, weil so viele Interessen im Wege liegen. Aber bevor wir nur noch drei Stunden zur Arbeit gehen und den Rest des Tages genug Zeit haben, unsere Kinder zu erziehen, die Städte umzubauen, die Alten zu pflegen, und – wenn alles getan ist – allerlei andere Dinge zu machen, müssen wir noch ein paar Jahre aufräumen, was die vor uns angerichtet haben. Die Städte wieder bewohnbar, die Energie effizienter machen; und dazu Dinge tun, die für den Staat zu teuer geworden sind: Parks pflegen, Bibliotheken betreuen, öffentliche Badestellen beaufsichtigen.

Auf drei Beinen werden wir stehen: Erwerbsarbeit, die unabhängig macht; Bürgerarbeit, die mit Gemeinde und Staat verbindet; Eigenarbeit zur Selbstverwirklichung – diese Dreieinigkeit scheint uns zu liegen. VW-Arbeiter machen das – nach der dramatischen Arbeitszeitverkürzung – jetzt schon so: 30 Stunden im Werk, 10 Stunden fürs technische Hilfswerk und 15 Stunden auf der eigenen Baustelle, eine durchaus gesunde Mischung.

Eine 15-Stunden-Woche, ein Sozialsystem, das behutsam auf Eigentätigkeit der Bürger umstellt, ein aktiver Staat, der durch gezielte Nachfrage die industrielle Innovation sozialverträglich lenkt (welche technischen Systeme wollen wir in Zukunft?), eine weltweite Zählung der Multis – sonst noch Wünsche?

Es stimmt: Eine Gesellschaft der befreiten Zeit und ein Europa, das seine „zweite Chance“ (J. Habermas) wahrnimmt, setzte eine Kulturrevolution voraus, ein Großgeschehen, nicht geringer als die Renaissance. Lächerlich, dazu aufzurufen.

Aber irgendwie kommt es einem doch so vor, die Jahreszeit mag mitspielen, als flögen da schon einige Schwalben: wenn der weltbeste Spekulant den liberalen Kapitalismus für gefährlicher hält als seinerzeit den Kommunismus, wenn der Luxusfabrikant Joop sagt, er halte von seinem ganzen Tin-

nef eigentlich nichts, dann liegt eine Wertewende in der Luft, auch wenn diese milden Formen der Dissidenz noch kein Sacharow-Format haben. Und damit die Möglichkeit eines Elitewechsels.

Kleine Anfänge: Wenn die VW-Arbeiter in Wolfsburg mit weniger Geld zufrieden sind, und ihre Frauen sehr; wenn der Eigentümer der großen Werkzeugmaschinenfabrik von einer allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit träumt – „es müßten nur alle tun“; wenn Jürgen Schrempp gegen die europäische Projektlosigkeit wettet und fordert, die Hochgeschwindigkeitstrassen nach Moskau zu bauen – um Arbeitsplätze, Gewinn und Europegeist zu schaffen; wenn Paul Kennedy umstandslos erwartet, daß „Europa“ das Mittelmeer säubert. „Eigentlich“, sagt der schwäbische Maschinenbauer, „können wir genau das gut.“

Wenn sich die Welt umbaut, wenn die großen Systeme sich auflösen oder stagnieren, suchen die Menschen neue Wege. Individuelle, krumme, halblegale, neue. Und für eine Weile kommt es weniger darauf an, was die Verwalter des Alten tun, sondern wie viele einzelne sich neu orientieren.

Einstweilen scheint es keine Brücke zu geben zwischen den Anforderungen, die aus den großen Analysebüchern sprechen, und dem Alltag von Managern, Sängern, Lehrern, Ingenieuren. Einstweilen also leben wir in der Breschnew-Periode des real existierenden Kapitalismus, keine Perestroika ist in Sicht, nicht einmal Glasnost, sprich: das öffentliche Eingeständnis der Regierenden, daß der Markt es nicht mehr richten wird und daß sie neue Werkzeuge brauchen.

Man kann nicht das Ende der Stagnation beschließen. Niemand weiß im vorhinein, wann das Ende kommt. Aber das macht nichts, man kann ruhig zu früh kommen. Darauf steht keine Strafe. Denn Aufbrüche sind molekulare Prozesse. Nur, wenn wir überhaupt nicht kommen, werden unsere Enkel keine guten Karten haben. Und im übrigen gilt der Rat des alten Weltmarktforschers Immanuel Wallerstein: „Wenn Sie gerade in einem Strudel leben, sollten Sie zwei wichtige Dinge beachten. Erstens: Sie sollten wissen, an welches Ufer Sie schwimmen wollen. Und zweitens: Geben Sie Obacht, daß Ihre unmittelbar nächsten Züge etwa in diese Richtung zielen. Genauere Angaben kann man nicht machen, und wenn Sie danach suchen, werden Sie höchstwahrscheinlich ertrinken.“

Mathias Greffrath ist Autor der *Berliner Zeitung*, in deren Ausgabe vom 22./23. Februar 1997 der vorstehende Beitrag zuerst erschienen ist.